

Evang. Lutherisches Gemeinde-Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Herausgegeben von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch H. E. N. A. u. M. a. n. n.'s Buchhandlung in Dresden.

Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 678—10. Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelder sind zu adressiren: Rev. E. J. Käfel, Milwaukee, Wis.

21. Jahrg. No. 24.

Milwaukee, Wis., den 15. August 1886.

Lauf. No. 536.

Inhalt. — Die Gründung der Methodistenkirche. — Erzählungen zum Katechismus. — Sprachliche Schönheiten in unserer deutschen Bibel. — Heiden und Heidenchristen. — Der Brief aus dem Vaterhause. — Kürzere Nachrichten. — Bekanntmachung. — Quittungen. —

Die Gründung der Methodistenkirche.

Im Jahre 1709 brannte zu Epworth in der englischen Grafschaft Lincolnshire das Pfarrhaus nieder, welches bisher der Pastor Samuel Wesley bewohnt hatte. Mit solcher Schnelligkeit verbreiteten sich die Flammen, daß nur wenige Gegenstände gerettet werden konnten. Wie groß aber war das Entsetzen und der Jammer der Eltern, als sie die Entdeckung machten, daß der kleine John, das sechsjährige Söhnlein der Pastorsleute, noch im brennenden Hause war. Zweimal versuchte der Vater, sein Kind zu retten, und jedesmal trieben ihn die Flammen zurück. Schon hatten die Eltern sich darein ergeben, daß Menschenhilfe hier nichts mehr vermöge. Doch die Vaterliebe brach noch einmal durch und trieb zu einem neuen Rettungsversuch. Und siehe, ganz unerwartet erschien der Knabe an einem Fenster auf der Vorderseite des Hauses und wurde durch dasselbe herausgeholt, indem sich immer ein Mann auf des andern Schultern stellte, bis der oberste das Fenster des zweiten Stocks erreichen konnte.

Weit rascher als seine Altersgenossen entwickelte sich der kleine John oder Jacky, wie seine Mutter in einem Briefe ihn nennt, und schon in seinem achten Jahre wurde er zum h. Abendmahl zugelassen als ein Knabe, der die nöthige Erkenntnis der Heilslehre und den erforderlichen Ernst der Gesinnung zeigte. Besonders hatte seine Mutter große Sorgfalt auf die Erziehung des Knaben verwandt. Sie hatte nach der Rettung des Kindes aus dem brennenden Hause in ihr Tagebuch geschrieben: „Ich nehme mir vor, mehr als je meine besondere Sorgfalt auf die Seele dieses Kindes zu verwenden, das du, o Gott, so gnädig bewahret hast. Ich will das Meine thun, um seiner Seele die Grundsätze des wahren Glaubens und der Tugend einzuslößen. Herr, gieb mir die Gnade, solches mit Ernst und Weisheit zu thun, und segne meine Arbeit mit gutem Erfolg.“

Als siebzehnjähriger Jüngling bezog John Wesley die Universität Oxford. Hier studirte er anfänglich die alten Sprachen und machte sich vertraut mit den alten griechischen und römischen Dichtern; erst später wandte er sich dem Studium der Theologie zu. Sein Streben ging stets darauf, mit dem Verstand zu

durchdringen, was er studirte, und über manches, das ihm Schwierigkeiten machte, holte er sich Aufschluß bei seinem Vater und seiner Mutter, die mit ihrem klaren Verstand und ihrer gründlichen Erkenntnis in Sachen der Lehre auf seine Fragen liebevoll eingingen. Die berühmte Schrift des Thomas Kempis „von der Nachfolge Christi“, die er mit Vorliebe las, regte in ihm den Entschluß an, sein Leben in Gedanken, Wort und That Gott zu besonderem Dienste zu widmen. Er wählte unter seinen Altersgenossen nur einige Ernstergesinnte zu Freunden aus, betete viel und machte mit großer Strenge über seine Gedanken und Begierden. Im Jahre 1726 wurde er Magister, und da man ihm auf der Universität ein Lehramt zugewiesen hatte, gab er sich mit neuem Eifer den Studien hin, trieb Philosophie und studirte Naturwissenschaften, Französisch, Hebräisch und Arabisch.

Sein fünf Jahre jüngerer Bruder Charles studirte damals ebenfalls in Oxford. Derselbe war zwar nicht ein roher, müßiger Geselle, wie viele andere, die auf der Hochschule ihre Zeit verbrachten; aber an dem Studiren fand er anfänglich wenig Geschmack, und in seiner Gesinnung war wenig Ernst zu spüren; er wollte seines Bruders wegen nicht ein Heiliger werden, sagte er. Eine merkwürdige Veränderung war aber mit dem jüngeren Wesley vorgegangen, als im Jahre 1729 John, nachdem er sich über zwei Jahre lang bei seinem Vater aufgehalten und demselben als Diakon und nachher als Presbyter im Amte geholfen hatte, auf die Universität zurückkehrte. Nicht nur war Charles ein fleißiger, strebsamer Student geworden, sondern er hatte auch im Geistlichen eine große Wandlung erfahren, und kurz vor seines Bruders Rückkehr nach Oxford hatte Charles mit noch zwei jungen Männern, Morgan und Kirkman, eine kleine Gesellschaft gebildet, die sich geistliche Uebungen zum Zweck setzte. John, der den übrigen Genossen geistig überlegen war, gewann in dieser Gesellschaft, der er sich sofort anschloß, die Führerschaft. Bald erweiterte sich der Kreis, indem andere, zum Theil Schüler der Gebrüder Wesley, beitraten. Die Andachtsübungen wurden fortgesetzt, und allerlei Werke der Liebe, Sorge für arme Kinder, Krankenpflege und Besuche bei Gefangenen u. dgl. wurden als weitere Zwecke der Verbindung hinzugenommen.

Unter den Leuten, welche sich Wesley anschlossen, war wohl der begabteste George Whitefield. Derselbe war der Sohn des Gastwirthes in „der Glocke“ zu Gloucester. In seinen Knabenjahren war er ein gar leichter Vogel gewesen, der viel lieber in den

Buden der fahrenden Komödianten als auf den Schulbänken seine Zeit verbrachte und in der Schenkstube bei den Fuhrleuten ein viel gelehrigerer Schüler in Kartenspiel und losen Reden, als beim Schulmeister in nützlichen Wissenschaften war. Doch war ihm schon damals eine gewisse wunderliche Frömmigkeit eigen. Er las gerne Erbauungsbücher, und wenn er derselben nicht anders habhaft werden konnte, stahl er sie. Er gab gerne armen Leuten Almosen, wenn er auch das Geld dazu seiner Mutter entwendete. Ganze Nächte hindurch las er in der Bibel, und was er so lernte, verarbeitete er zu Predigten. Mit der Zeit nahm sein inneres Leben eine andere Gestalt an. Im Jahre 1732 kam er nach Oxford, und hier ergab er sich einem Leben voll strenger Entsagung und allerlei Gesetzwerte, mit denen er sein Heil zu schaffen meinte. Da er hierin keine Beruhigung fand, verfiel er in schwärmerisches Wesen; er zog sich in die Einsamkeit seines Zimmers wie in eine Mönchszelle zurück und rang dort Tag und Nacht um die Erleuchtung des Geistes und die Vereinigung seiner Seele mit Gott, bis er seine Kräfte aufgerieben hatte und dem Tode nahe war. Nach einer schweren Krankheit aber, in die er verfiel, glaubte er den Frieden mit Gott erlangt zu haben. „Der Geist der Trauer“, schreibt er, „war von mir genommen; ich freute mich Gottes, meines Heilandes. Nach einer langen Nacht der Gottverlassenheit und Versuchung erschien mir der Stern wieder, den ich zuvor in der Ferne gesehen hatte, und der Morgenstern ging auf in meinem Herzen.“ — Daß dies kein gesundes Christentum war, brauchen wir unsern Lesers nicht erst zu sagen. Da war ein Luther anders dahin gekommen, daß es in seiner Seele hieß: „Da ward es ganz stille“, nämlich so, daß er den festen Antergrund des Wortes Gottes fand, das die Angst seines Gewissens vertrieb durch die heilsame Wahrheit von der Gerechtigkeit allein durch den Glauben, daß er sich mit starker Glaubenshand hielt an das Wort: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben.“

Zwar die Beurteilung, welche Wesley und seine Genossen bei seiner Umgebung fanden, legte nicht diesen Maßstab an. Es läßt sich leicht denken, daß man auf der Universität bald aufmerksam wurde auf den kleinen ernstesten Brüdertreis, besonders da die Glieder desselben unter ihren Mitstudenten missionirend thätig waren und solche, die sich in den Taumel eines müßigen Lebens begeben hatten, zurecht zu bringen sich bemühten. Einer der Gründer der Gesellschaft, Morgan, der den größten Eifer an den Tag legte und im Wachen und Fasten es zu weit trieb, starb schon 1732, und seine

Freunde und Bekannten, die außerhalb dieses Kreises standen, hielten John Wesley für den frühen Tod des frommen Jünglings verantwortlich und machten ihm die bittersten Vorwürfe. Ueberhaupt fand das Thun und Treiben der auffallenden Vereiner sehr verschiedene Beurteilung. Bei manchen fanden sie Spott und Achselzucken; man nannte sie „den frommen Club“; auch wurde eine Bezeichnung, die man früher einer gewissen Richtung unter den Medicinern, die nach strenger Methode practiciren wollten, beigelegt und auch schon sonst auf geistliche Sonderlinge angewendet hatte, jetzt als Spottname Wesley und seinen Genossen angehängt, indem man sie *M e t h o d i s t e n* nannte. Von anderer Seite jedoch blickte man auf diese jungen Gelehrten als auf Leute, mit denen sich in der Kirche etwas werde anfangen lassen. Denn in den verschiedenen kirchlichen Kreisen Englands, sowohl in der Staatskirche als unter den Puritanern, sah es damals gar übel aus. Es war, als ob man nach den heißen Kämpfen, von denen unsere Leser in den Artikeln über die Episcopalen, Presbyterianer und Congregationalisten vernommen haben, nun geistlich schlafen gegangen wäre, nachdem man sich gegenseitig gute Nacht gewünscht. Unwissenheit und Trägheit, vielfach auch Unglaube unter den Predigern, Lauheit und irdischer Sinn und weltliches Wesen, vielfach auch offenbare Gottlosigkeit beim Volk erfüllte solche, die offenen Auges die allgemeine Versumpfung sahen, mit tiefem Schmerz und weckte die bange Frage: „Was soll das werden?“ Auf das Geschlecht der Universitätsjugend, dem die künftigen Lehrer der Gemeinden entnommen werden sollten, konnte man im Allgemeinen auch nur kümmerliche Hoffnungen bauen; denn was ließ sich von Leuten, die auf ihr eigenes Seelenheil so wenig bedacht waren und selber im weltlichen Wesen aufgingen, für ein Verständnis für die klägliche Noth der Kirche und den Ernst des Berufes eines Predigers und Seelsorgers erwarten? Hier aber bei dem Methodistenhäuflein ließ sich ein, wenn auch mit nicht zu verkennenden Absonderlichkeiten behaftetes, doch entschiedenes, reges christliches Leben und Wesen verspüren, ein Eifer für das Heil der eigenen und fremder Seelen, ein Abtreten von der Welt und ihren Lüsten, kurz gerade das, woran es so vielfach in der Kirche fehlte.

Das Jahr 1735 brachte eine längere Unterbrechung der Thätigkeit des Wesley'schen Brüderpaars in England herbei. Es kam nämlich über das Meer her aus der jungen Colonie Georgia in Nordamerika die dringende Bitte um einige tüchtige Prediger, und die Wesley waren sofort bereit, diesem Ruf zu folgen. Am 14. October verließen sie mit zwei Freunden das Gestade Englands, und in Amerika angekommen, übernahm Charles in Frederica, John in Savannah ein Predigtamt. Hier in Savannah geschah, was Wesley selber später den zweiten Anfang des Methodismus zu nennen pflegte. Er veranlaßte nämlich die ernstest gesinnten Glieder der Gemeinde, zu kleineren Kreisen zusammenzutreten, die sich ein- oder zweimal wöchentlich zu gegenseitiger Förderung im Christentum versammeln sollten, und aus diesen Gruppen wählte er dann wieder ein Häuflein besonders reif erscheinender Glieder aus, die wieder einen engeren Kreis bilden sollten, ein höchst gefährliches Beginnen, das so recht als ein Anlegen von Treibhäufern zur Pflege des geistlichen Hochmuths, der heute noch bei den Methodisten seine Stätte hat, bezeichnet werden muß und seine Wurzel in der verkehrten Vorstellung hat, als wäre die öffentliche Predigt des Evangeliums nicht recht das Hauptmittel zur Hervorbringung und Förderung des

geistlichen Lebens in den Gemeinden, und müßten noch besondere Maßregeln und Methoden in Anwendung gebracht werden, wenn etwas Rechtes zu Stand und Wesen kommen solle. Diese verkehrte Vorstellung mit der aus ihr entspringenden Praxis ist ein Grundschade, an dem der Methodismus bis auf den heutigen Tag noch krankt.

In Savannah lernte Wesley auch einen der bedeutendsten Lehrer der Herrnhuter Brüdergemeinde, Spangenberg, kennen, wie er schon auf der Ueberfahrt nach Amerika mit einem ihrer beiden Bischöfe, Nitschmann, der mit 26 Herrnhutern nach Georgia zog, bekannt geworden war. Die sehr in die Augen fallende Frömmigkeit dieser Auswanderer hatte auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht, und als ihm Spangenberg einmal die Frage vorlegte, ob ihm auch der Heilige Geist Zeugnis gebe, daß er Gottes Kind sei, mußte er darauf nicht zu antworten. Als er aber nach zweijähriger Wirksamkeit in Amerika wieder nach England zurückkehrte, konnte er in sein Tagebuch schreiben: „Ich ging nach Amerika, um andere zu bekehren, und war doch selbst noch nicht bekehrt.“ In dieser Ueberzeugung bestärkte ihn ein anderer Herrnhuter, Böhler, den er in London aufsuchte, und auch sein Bruder Charles, der ebenfalls nach England zurückgekehrt war, wurde unter Böhlers Anleitung überzeugt, daß er die Gerechtigkeit des Glaubens erst noch suchen müsse. Und siehe, nachdem man auch in London wieder jene methodistischen Sonderkreise gebildet hatte, geschah, was John Wesley selber auf folgende Weise beschreibt:

„Ich ging eines Abends sehr ungerne in eine Gesellschaft in Aldersgatestreet, wo jemand Luthers Vorrede zum Römerbrief vorlas. Etwa ein Viertel vor neun Uhr wurde mir bei der Beschreibung der Veränderung, welche Gott durch den Glauben an Christum im Herzen wirkt, das Herz wunderbar warm. Ich fühlte, daß ich meine Hoffnung der Seligkeit auf Christum, und auf ihn allein setzte, und mir war eine Gewißheit gegeben, daß er meine, ja m e i n e Sünden weggenommen und mich erlöst hat von dem Gesetze der Sünde und des Todes. Ich begann mit aller Macht für diejenigen zu beten, welche mich besonders verächtlich behandelt und verfolgt hatten. Dann bezeugte ich öffentlich allen Anwesenden, was ich jetzt zum erstenmal in meinem Herzen fühlte.“

Nun steht es uns nicht zu, darüber zu urtheilen, ob wirklich in jener Stunde Wesley bekehrt, zum lebendigen Glauben an Christum gebracht worden ist. Auch darf nicht in Abrede gestellt werden, daß Fälle vorkommen können, in denen Bekehrte den Tag und die Stunde, da das neue Leben aus Gott in ihnen angefangen hat, angeben können, und daß ein Wiedergeborener in dem Augenblick seiner Bekehrung und auch zu späteren Zeiten ein deutliches Gefühl seines Gnadenstandes haben kann. Aber verkehrt und höchst gefährlich ist es, wenn die Methodisten meinen, wie Wesley gemußt habe, daß er am Abend des 24. Mai 1738 um $\frac{1}{4}$ vor 9 Uhr bekehrt worden sei und ein lebhaftes Gefühl seines Gnadenstandes gewonnen habe, so müsse ein jeder wahre Christ Tag und Stunde seiner Bekehrung angeben können, und so könne nur derjenige seiner Gotteskindschaft gewiß sein, der ein Gefühl derselben im Herzen habe. Wir lehren vielmehr nach der Schrift, daß eines Christen Gewißheit der Gnade Gottes sich allein auf Gottes Zusage im Wort zu gründen habe und nicht auf unser Gefühl, und singen darum im Liede:

„Ich glaub, was Jesu Wort verspricht,
Ich fühl es, oder fühl es nicht.“

Zu dem ersten mächtigen Aufschwung gelangte der Methodismus jedoch nicht durch Wesley, sondern durch seinen Freund Whitefield. Derselbe hatte nach jener schweren Krankheit, von der wir oben berichtet haben, die Universität verlassen, war aber später zurückgekehrt und in Wesley's Abwesenheit in Amerika sein Nachfolger in der Leitung des Oxford Methodistenvereins geworden. Im Jahre 1736 wurde er Diakon, und gleich durch seine erste Predigt erregte er bedeutendes Aufsehen. Als er später auch in London und anderen großen Städten predigte, waren die größten Kirchen zu klein, um die Zuhörer zu fassen, die herbeiströmten. Die Gewalt seiner Rede war unbegreiflich. Auch als er trotz der lockendsten Anerbietungen, die man ihm in England machte, dem Zuge seines Herzens nach Georgia folgte, brachte sein Einfluß unter den rohen Matrosen und Soldaten, mit denen er in Berührung kam, eine ganz merkwürdige Veränderung hervor. Und als er dann nach kurzem Aufenthalt in Amerika wieder nach England kam und zu Wesley's Entsetzen anfang, unter freiem Himmel zu predigen, da war das Mittel gefunden, dem der Methodismus seine ersten großartigen Erfolge verdankte. Bald verstand sich, da man ihm und seinen Genossen die Kirchen verschloß, auch Wesley zu den Feldpredigten, und bald scharten sich um ihn und Whitefield Schaaren von Zuhörern, wie man sie nie zuvor in England und nur in einzelnen Fällen je irgendwo gesehen hatte. Zwanzigtausend, dreißigtausend, ja siebzig- und achtzigtausend Menschen auf e i n mal drängten sich herzu; Bäume, Felsen, Häuser, Mauern in der Nähe der Stelle, wo die Prediger auftraten, waren bedeckt von solchen, die nicht wie die Tausende auf ebenem Boden hören, sondern auf erhöhten Plätzen auch sehen wollten. Mochten die Predigten stundenlang währen, mochte das Wetter drohend sich gestalten, Sturm und Regen dahersfahren, mochten Bäume und Mauern mit lautem Krachen unter ihrer Last zusammenbrechen, kurz Störungen eintreten, die jede andere Versammlung in Unordnung gebracht oder aufgelöst hätten, hier stand das Volk wie angewurzelt und lauschte gespannt und unermüdet den hinreißenden Predigten, die zu ihren Ohren drangen. Andererseits ließen auch die Prediger durch zufällige oder auch absichtliche Störungen, Spott, Schimpfreden, Roth, Steine, faule Eier, die nach ihnen gezielt wurden, sich nicht aus der Fassung oder zum Aufhören bringen. Tausende wurden für den Methodismus gewonnen und schlossen sich den hin und her im Lande gegründeten Vereinen an. Bald traten auch neben Wesley und Whitefield andere Prediger auf, die wie die beiden genannten den Straßenpöbel Londons, die Bergleute in Cornwall, die Steinkohlengräber in Kingswood, die Kranken in den Spitälern, die Verbrecher in den Gefängnissen, das Bettelvolk auf den Landstraßen und an den Zäunen um sich sammelten. Der Methodismus wurde ein Sauerteig, der auch in andre Schichten der Gesellschaft drang. Andererseits regte sich auch mächtig der Widerspruch. Zahlreiche Anklagen wurden gegen die Führer erhoben. Wesley wurde z. B. von einem Manne gerichtlich belangt, weil er sein böses Weib bekehrt habe. Die Häuser, in denen sich die Methodisten versammelten, wurden vom Pöbel mit Steinen bombardirt, bis kein Fenster mehr ganz war. Besonders anstößig waren die nervösen Zufälle, krampfartige Verzückungen, die schon damals wie noch heute unter dem Einfluß der methodistischen Predigten bei den Zuhörern sich einstellen, und das Institut der Laienprediger, die theils als Wesley's Begleiter, theils von ihm ausgesandt als Ortsprediger oder als Reise-

prediger thätig waren. In London schloß sich in der Foundry, einer alten Kanonengießerei, ein neuer Verein an Wesley an, nachdem derselbe mit den Herrnhutern gebrochen hatte, und vier Jahre später wurde in demselben Gebäude die erste Conferenz gehalten, zu der Wesley diejenigen Prediger, welche er dabei haben wollte, zuzog. In dieser und folgenden Conferenzen, deren von nun an jährlich eine gehalten wurde, besprach man die Grundsätze, nach welchen die Prediger ihre Thätigkeit einrichten und die Gemeinschaft geleitet werden sollte. Die Protokolle wurden später im Druck veröffentlicht und bilden zusammen ein Gesetzbuch der Methodisten.

Aber auch die Gliederung der ganzen Gemeinschaft wurde auf jener ersten Conferenz in der Foundry geregelt, und diese Gliederung ist ihren Hauptzügen nach der Methodistenkirche heute noch eigen und hat die geistliche Ueberwachung und Förderung der Einzelnen zu ihrem Hauptzweck. Die wichtigste dieser Kreise, in denen sich die Glieder zusammenfinden sollten, wurden die Klassen, die unter der Leitung ihres Klassensührers wöchentlich einmal zusammenkommen und über ihr inneres Leben Unterredungen anstellen sollten. Die Klassensührer wiederum kamen ebenfalls wöchentlich einmal mit Wesley zusammen und legten über ihre Klassen Bericht ab. Die einzelnen Gesellschaften wurden dann in sogenannten Bezirken unter sich verbunden, für deren jeden mehrere Reiseprediger verordnet waren, die während ihrer ein- oder zweijährigen Amtszeit die zu ihrem jeweiligen Gebiet gehörigen Gesellschaften zu besuchen hatten. Einen von ihnen war die Beaufsichtigung der Prediger und Gesellschaften des ganzen Bezirks, die Abhaltung von Vierteljahrsversammlungen und Berichterstattung an die Vorsteher der Gesellschaft in London nebst Einsendung der gesammelten Gelder aufgetragen.

Trotz dieser festen Fügung und der verschiedenen Bindemittel, welche die größeren und kleineren Abtheilungen des ganzen methodistischen Kirchenwesens zusammenhalten sollten, stellten sich noch bei Wesley's Lebzeiten zahlreiche Parteyungen und Spaltungen ein. Der hochbegabte Whitefield hatte sich von ihm getrennt, schon ehe Wesley mit seinen Einrichtungen so weit gekommen war, wie oben angegeben ist. Selbst sein Bruder Charles war in sehr wichtigen Fragen und Maßregeln nicht eines Sinnes mit ihm, und da John Wesley durch die Ertheilung der Ordination an solche, die in Amerika wirken sollten und durch andere Maßregeln im offenen Gegensatz zur bischöflichen Kirche trat, zog sich Charles mehr und mehr zurück und blieb nur in einem kleineren Kreise thätig. Er war der bedeutendste L e i d e r i c h e r der Methodistenkirche.

Whitefield war nach seinem oben kurz dargestellten Auftreten als methodistischer Feldprediger mit einer Collecte von tausend Pfund Sterling, die er für sein Waisenhaus Bethesda bei Savannah gesammelt hatte, nach Amerika zurückgekehrt und hatte hier seine Thätigkeit mit großem Erfolg fortgesetzt. Später begab er sich wieder hinüber nach England; aber immer wieder zog es ihn herüber in die neue Welt; siebenmal machte er die Reise nach Amerika. In London errichtete er nach seiner Trennung von Wesley ein großes „Tabernacle“, wo er viele Tausende zu seinen Predigten strömen sah. Im Jahre 1748 wurde er mit der vermittelten Gräfin Huntingdon bekannt, durch die dann der Methodismus auch in die vornehme Welt eingeführt wurde. Sie baute Kapellen, errichtete ein Predigerseminar und stellte überhaupt ihr Geld und ihre Kraft in den Dienst der Thätigkeit, die ihr den Spottnamen

„Die Methodistenkönigin“ eingetragen hat. Zu den Predigten, die Whitefield in dem Gesellschaftszimmer der Gräfin hielt, fanden sich Leute ein, die zu den hervorragendsten Geistern Englands zählten, wie denn selbst der berühmte ungläubige Gelehrte Hume ihn den geistvollsten Prediger genannt hat, den er je gehört habe, einen Mann, den zu hören zwanzig Meilen Weges werth sei. Sein eigentlicher Wirkungskreis blieb aber in England und in Amerika die Massen des Volks. Wenn er in eine Gegend kam, rückte weit umher alles aus, Alt und Jung, und wenn er eine Weile geredet hatte, begann ein immer lauter und stürmischer werdendes Schluchzen und Stöhnen, Schreien und Weinen, Zittern und Beben und Händeringen, ja viele unter den Zuhörern fielen wie im Todeskampf zu Boden, kurz es traten die nervösen Erscheinungen und gewaltigen, stürmischen Gemüthsbewegungen zu Tage, die man auch heute noch besonders bei den methodistischen Revivals beobachten kann. Noch an seinem letzten Lebensstage predigte Whitefield zwei Stunden lang vor einer großen Volksmenge; am nächsten Morgen starb er zu Newburyport in Neuengland siebenundfünfzig Jahre alt.

Ein viel höheres Alter erreichten die beiden Wesley. Charles starb achtzigjährig 1788. Sein Bruder John überlebte ihn um drei Jahre; er starb achtundachtzig Jahre alt 1791. Er hatte seit Beginn seiner öffentlichen Thätigkeit über 42,000 Predigten gehalten und dazu mehr als 250,000 Meilen gereist.

Auf die L e h r e der Methodisten gehen wir, so wir leben, im nächsten Jahrgange unseres Blattes näher ein. Für das Verständnis des Methodismus aber ist die Geschichte seiner Gründung deshalb so lehrreich, weil sich derselbe in seinen Grundzügen bis heute merkwürdig gleich geblieben ist. G.

Erzählungen zum Katechismus.

Zum vierten Gebot.

Nicht weit von dem Sommerschlosse eines Königs pflügte ein schon bejahrter Bauer. Da ritt der König auf einem Spazierritt nahe an ihm vorbei. „So fleißig?“ rief der leutselige Herr dem Bauer zu, „gehört der Acker, auf dem du so emsig arbeitest, dir?“ — „Nein Herr!“ antwortete der Ackermann, der den König nicht kannte, „ich pflüge um Lohn.“ — „Und wie viel bekommst du denn für deine Arbeit?“ — „Acht Groschen.“ — „Wozu wendest du diese acht Groschen an?“ — „Zwei Groschen sind für mich und mein Weib, mit zweien bezahle ich Schulden, zwei lege ich auf Hoffnung an und zwei verschenke ich.“

Der König verstand die Antwort des Bauers nicht ganz und erbat sich eine nähere Erklärung. Der Bauer gab sie folgendermaßen: „Ich habe zu Hause noch Eltern, die alt und schwach sind; weil sie mich aber in meiner Jugend ernährt und erzogen haben, so bin ich ja schuldig, sie nun auch zu ernähren; und diese Schuld trage ich täglich mit zwei Groschen ab. Das dritte Paar Groschen, die ich auf Hoffnung anlege, wende ich auf Unterricht und Erziehung meiner Kinder, indem ich hoffe, daß sie dann auch einmal, wenn ich nicht mehr arbeiten kann, mich ernähren werden. Mit den letzten zwei Groschen aber, die ich verschenke, ernähre ich aus

brüderlicher Liebe meine beiden kränklichen Schweftern.“

Der König war sehr erfreut über die schöne Anwendung, die der Bauer von seinem Tagelohne machte, und beschenkte ihn so reichlich, daß er nun wohlhabend wurde. Der Bauer freute sich und dankte Gott, daß er nun seinen armen Eltern und Geschwistern noch mehr Gutes thun und seine Kinder noch sorgfältiger erziehen konnte.

Es ist recht und wohl gesagt von alten, weisen Leuten: „Gott, den Eltern und Lehrern kann man nimmer genugsam vergelten.“ Leider wird aber gar oft erfüllt das gemeine Sprüchwort, daß „Ein Vater leichter kann sechs Kinder ernähren, denn sechs Kinder Einen Vater.“ So sagt man ein Exempel von einem Vater in Nürnberg, der hatte sechs Kinder und übergab ihnen alle seine Güter, Haus, Hof, Acker und alle Bereitschaft, und versah sich dessen zu seinen Kindern, sie würden ihn ernähren. Da er nun bei seinem ältesten Sohne eine Zeitlang war, wurde der Sohn sein überdrüssig und sprach: „Vater, mir ist diese Nacht ein Knäblein geboren, und wo jetzt Euer Armstuhl ist, soll seine Wiege stehen; wolltet Ihr nicht zu meinem Bruder ziehen, der eine größere Stube hat?“

Da er nun eine Zeitlang bei dem andern Sohne gewesen war, wurde der auch sein müde und sprach: „Vater, Er hat gerne eine warme Stube, und mir thut der Kopf weh: will Er nicht zu meinem Bruder gehen, der ein Bäcker ist?“

Der Vater ging, und da er nun eine Zeitlang bei seinem dritten Sohne gewesen war, wurde er auch diesem zur Last, daß er sprach: „Vater, bei mir geht es aus und ein wie in einem Taubenschlage, und du kannst dein Mittagschläfchen nicht machen; willst du nicht zu meiner Schwester, der Räthe? die wohnt an der Stadtmauer“ — und der Alte merkte, wie viel es-geschlagen hatte und sprach bei sich selbst: „Wohl, das will ich thun! Ich will mich aufmachen und es bei meinen Töchtern versuchen! Die Weiber haben ein weicheres Herz.“

Da er aber eine Zeitlang bei seiner Tochter gewesen war, wurde auch sie sein überdrüssig und meinte, es sei ihr immer höllenangst, wenn der Vater zur Kirche oder sonst wohin gehe und die hohe Treppe hinunter müsse. Bei der Schwester Elisabeth brauche er keine Treppen zu steigen, die wohne zur ebenen Erde.

Damit er in Frieden wegstam, gab ihr der Alte zum Schein Recht und zog zu seiner andern Tochter. Und da er eine kurze Zeit bei ihr gewesen war, wurde sie auch sein müde und ließ ihm durch einen Dritten zu Ohren kommen, ihr Quartier an der Pegnitz wäre zu feucht für einen Mann, der mit der Sack geplatzt sei; dagegen ihre Schwester, die Todtengräberin bei St. Johannis, hätte eine überaus trodene Wohnung. Der Alte glaubte selbst, sie könne Recht haben, und begab sich vor das Thor zu seiner jüngsten Tochter Lene.

Und als er zwei Tage bei ihr gewesen war, sagte ihr Söhnlein zu ihm: „Großvater, die Mutter sprach gestern zur Base Elisabeth, für dich gebe es kein besseres Quartier, als — in einer Kammer, wie sie der Vater grabe.“ Ueber diese Rede brach dem guten Alten das Herz, daß er in seinen Armstuhl zurücksaß und starb. St. Johannes nahm ihn auf und ist barmherziger gegen ihn als seine sechs Kin-

der, denn er läßt ihn in seiner Kammer immer un-
gehindert schlafen seit dieser Zeit. Darum jagt
man im Sprüchwort, daß ein Vater leichter kann
sechs Kinder ernähren, denn sechs Kinder einen Va-
ter, und giebt den Alten den Rath: „Thue dich nicht
aus, ehe du dich schlafen legst!“

Zu Hilgenbach, einem vormals Nassau-Siegen-
schen, jetzt preussischen Marktsteden, lebte zu Anfang
des achtzehnten Jahrhunderts ein Ehepaar, die noch
einen alten Vater und einen kleinen, etwa fünf
Jahre alten Knaben hatten. Der Vater wurde
immer schwächer, er zitterte und konnte den Eßlöffel
nicht zum Munde bringen, ohne zu verschütten. Der
Sohn und die Schwiegertochter ekelten sich vor ihm,
und brachten ihn vom Tisch hinter den Ofen. Weil
er aber keinen Tisch hatte und sein irdenes Schüssel-
chen auf den bebenden Knien halten mußte, so ent-
fiel es ihm oft und zerbrach. Da gaben sie ihm
ein hölzernes Näpfchen, aus dem er essen sollte. —
Dies bemerkte der kleine Enkel des Alten, er schlich
sich vom Tische weg, fing an, Brettchen zusammen
zu tragen und neben einander zu legen. Als ihn
sein Vater fragte: „Junge, was machst du denn
da?“ antwortete derselbe: „Ich mache ein Trögel-
chen, aus dem Ihr essen sollt, wenn ich einmal groß
bin.“ Diese Worte waren ein Donnererschlag für
die Eltern, sie standen auf, baten mit Thränen den
alten Mann um Verzeihung und behielten ihn gern
an ihrem Tische, so lange er lebte.

Ein Vater überließ sein Vermögen seinem
Sohne mit der Bedingung, daß er ihm dafür zeit-
lebens seinen Unterhalt gebe. Allein der Sohn gab
ihm weder ein Bett, noch Kleider. Als nun der
Vater darum bat, machte der Sohn ihm ein Bett
unter der Treppe, kaufte im Winter vier Ellen gro-
bes Tuch und gab ihm davon zwei Ellen zu einem
Paar Hosen, das übrige hing er auf eine Stange.
Das sieht sein Eßhlein, nimmt das Tuch und ver-
steckt es. Der Vater fragt: „Was hast du vor,
mein Eßhlein?“ Das Knäblein antwortet: „Ich
habe das Tuch aufgehoben; denn wenn ich groß bin
und du alt wirst, und ich dich auch so unter die
Treppe verstoßen habe, wie du meinem Großvater
thust, dann will ich dir das Tuch zuwerfen und dir
auch ein Paar Hosen machen lassen.“ Darüber er-
schrak der Vater, zog seinen alten Vater unter der
Treppe wieder hervor, liebte und ehrte ihn, und
Gott, der Herr, war ihm gnädig.

Die Eltern eines achtjährigen Knaben in China
hatten nicht einmal eine Bettdecke, um sich vor der
Menge großer Mücken zu schützen, die sich dort im
Sommer in die Häuser drängen. Da setzte sich der
Kleine, wenn die Eltern schliefen, an ihr Bett, ent-
kleidete sich bis auf den Gürtel und überließ seinen
Körper ruhig den Mücken. „Wenn sie sich an
meinem Blute gesättigt haben,“ sagte der Knabe, so
werden sie meine Eltern in Ruhe lassen.“

Wolf Tiefstädt war eines Klingenschmieds
Sohn und hatte auch seines Vaters Handwerk ge-
lernt. Er ward aber hernach ein tapferer Kriegs-
mann, und um seine Heldenthaten und Dienste zu
belohnen, machte ihn der Kurfürst August von
Sachsen zum Ritter und beschenkte ihn mit schönen

Landgütern. Einmal hatte er den Kurfürsten selber
zu Gaste, und als er an der Tafel stand und auf-
wartete, hieß dieser ihn sich neben ihn setzen. Wolf
Tiefstädt aber sagte: „Will Kurfürstliche Gnaden
mir eine Bitte erfüllen, so hab ich hier im Hause
meinen alten Vater, dem ich nächst Gott mein zeit-
lich Leben, mein Handwerk und alles mein Glück
danke: ihm gebührt an meiner Statt neben seinem
Kurfürsten zu sitzen.“ — „Holt ihn herzu,“ gebot
der Kurfürst, und der alte Klingenschmied mußte sich
herzusetzen und ward stattlich beschenkt entlassen.
Den Sohn aber hatte der Kurfürst um so lieber,
weil er des 4. Gebotes so treulich wahrnehmen
wollte.

Zur Zeit spazierten zwei junge Studenten vor
Wittenberg und ruhten unter einem grünen Baume,
die Vögelchen fangen, und die Sonne schien hell und
warm. Der eine sagt: „Hilf Gott, wie schön ist
der Himmel anzusehen,“ der andere sagt: „Ja, wer
ihn mit gutem Gewissen ansehen kann!“ Da sagt
der erste: „Hast du denn ein böses Gewissen?“
Darauf seufzt der andre und sprach: „Ich wollte
einstmals in ein Gelag gehen mit Anderen meines
Gleichen und hat meinen Vater, er solle mir einen
Ortsthaler geben. Da sprach mein Vater: „Sohn,
wenn du wüßtest, wie sauer ein Ortsthaler mich und
deine Mutter ankommt zu erwerben, du würdest
nicht so viel begehren. Siehe, da hast du einen
Groschen, wenn du den vertrunken hast mit deinen
Kameraden, so begnüge dich und komme wieder zu
Hause!“ Das verdroß mich und ich trat den Gro-
schen mit Füßen. — Mein Vater ist nun todt, aber
wenn ich ihn mit den Nägeln aus der Erde heraus-
scharren könnte, wollte ichs thun; denn so oft ich
daran denke, so fällt mir ein Blutstropfen von mei-
nem Herzen, und ich habe große Sorge, um dieses
Größchleins willen werde Gott all mein Vermögen
auch in den Roth treten.“ — Es ist auch so ge-
schehen, denn ob er schon etwas Ehrliches durch
Heirat erlangt, sind doch seine Kinder an den
Bettelstab gerathen.

Ein Jäger, der bei einem mäßigen Gehalte
sieben Kinder zu ernähren vermochte, ging zu seinem
Landesherrn und bat, ihn von seinem schweren Kum-
mer zu befreien, der ihn sehr beuge. „Ich habe
sieben Kinder,“ sprach er, „und möchte sie gerne im
Christentum, im Lesen und Schreiben und anderen
nützlichen Erkenntnissen unterrichten lassen, aber in
der Gegend, wo ich wohne, ist keine Schule und
meine Einnahme ist zu gering, als daß ich mir einen
Hauslehrer halten könnte. Auch möchte ich meine
Kinder in ihrer zarten Jugend nicht gern aus mei-
nem Hause thun.“ — „Ja, wie ist Euch zu helfen,“
ermiderte der Fürst. — „Gnädigster Herr,“ an-
wortete der Jäger, „bei dem Dorfe N., wo eine gute
Schule ist, wohnt ein Jäger, der gar keine Kinder
hat. Wenn Sie es erlauben und der Jäger damit
zufrieden wäre, so wollte ich meine Stelle mit der
seinigen vertauschen und die 100 Thaler, die die
seinige mehr einträgt, ihm jährlich zurückzahlen.“
Erfreut über diese Sorgfalt für die Erziehung seiner
Kinder genehmigte der Fürst seine Bitte und fragte
den andern Jäger um seine Meinung. Kaum hatte
dieser von dem Vorhaben vernommen, so sprach er:
„Von Herzen billige ich diesen Vorschlag, nur soll
der Mann mit seinen sieben Kindern die 100 Tha-

ler behalten, ich kann das Geld leicht entbehren.“
Dieser Edelsinn rührte den Fürsten sehr. Er schenkte
dem Jäger mit seinen sieben Kindern 100 Dukaten
zu dem ganzen Ertrag seines neuen Dienstes, dem
andern aber lies er aus seiner Privatkasse 100 Tha-
ler jährlich als Ersatz für den geringeren Dienst
auszahlen. Dieser Fürst war der Fürstbischof von
Bamberg und Würzburg Franz Ludwig.

Meth, die Mutter des frommen und geistreichen
Bernhard von Clairvaux, pflegte ihre neugeborenen
Kindelein auf ihre Arme zu nehmen und sie dem
Herrn Jesu als ein Opfer zu übergeben. Sie
liebte dieselben nachher nicht so sehr als ihre Kinder,
sondern als ein Eigentum ihres Erlösers und ein
anvertrautes Gut. Sie war um die christliche Er-
ziehung derselben zärtlichst besorgt und hatte die
Freude, daß alle ihre Kinder, deren sie sieben hatte,
fromme und gottselige Leute wurden.

Nicht weit von Flattichs Hause lebte eine arme,
redliche Witfrau, zu deren Mädchen täglich seine
jüngste Tochter kam. Die Mutter hatte die
zwei Mädchen gewarnt, sie sollten nicht mehr in dem
Grasgarten herumspringen, es sei verboten. Sie
thaten es aber doch, und als sie zurückkamen, gab
die Witfrau einer jeden ein paar Ohrfeigen. Dies
wollte der Tochter des Pfarrers nicht gefallen.
Beim Nachhausegehen begegnete sie ihrem Vater,
welcher sie fragte, warum sie weine. Sie erzählte,
was ihr begegnet und setzte hinzu, nun gehe sie ihr
Lebtag nicht mehr zu der Nachbarin. Da sagte der
Vater: „Gehe, laß dir ein Brot geben, bringe es
der Frau, bedanke dich, daß sie es so gemacht hat,
und sage ihr, ich wolle mich selbst bei ihr bedanken,
daß sie mir in meiner Abwesenheit meine Kinder
ziehen helfe.“

Als Alexander von Macedonien ein großer
König geworden, kommt sein ehemaliger Lehrer und
bittet ihn um eine Gabe, und wäre mit einer mäßi-
gen Summe Geldes gerne zufrieden gewesen.
Alexander aber besann sich und gab ihm kein Geld,
sondern verehrte ihm eine ganze Stadt. Der gute
Mann erschrak und sprach, es wäre ihm nie in den
Sinn gekommen, so viel zu begehren; Alexander
aber antwortete: „Es handelt sich nicht darum, was
dir zu nehmen, sondern was mir zu geben ziemt.“ —
Also begehren wir oft kleine Dinge, Gesundheit,
Geld, Gut und wären wohl damit zufrieden, Gott
aber giebt uns deren keines, sondern verleihst uns
Geduld und schenkt uns dafür das himmlische Jeru-
salem.

Als ein Kaufmann einst einen Freund bewirthete,
führte er ihn in seinem Hause herum und zeigte ihm
darauf sein ganzes großes Eigentum, seinen Laden,
sein Brauhaus, seinen Hof, die Stallgebäude und
Scheune. Als sein Freund dies alles, als zur Nah-
rung wohl angelegt, rühmte, sagte der Kaufmann:
„Dies alles ernährt und beglückt mich und die
Meinigen nicht, sondern ein anderer Ort, den ich
Euch jetzt zeigen will.“ Darauf führte er ihn in
ein Stüblein, welches er seiner Mutter, einer be-
jahrten und gottseligen Witwe und andächtigen
Beterin, eingeräumt hatte, und worin er sie kindlich
und reichlich versorgte. „Das ist,“ sprach er, „der
Ort, woraus über mein ganzes Haus der Segen
fließt.“

(Eingefandt von P. A. F. G.)

Sprachliche Schönheiten in unserer deutschen Bibel.

Im alten Vaterlande giebt man sich eben alle mögliche Mühe, die nach 16jähriger Arbeit fertiggestellte „verbesserte deutsche Bibelübersetzung“ unter das Volk zu bringen. Gelehrte, deren Namen einen weltbekannteren Klang haben, arbeiteten lange Zeit daran, unsere alte, dem Volke liebgewordene Bibel, so wie sie Dr. Martin Luther übersetzt hat, zu verdrängen und an ihre Stelle ein vielfach abgeändertes Nachwerk zu setzen. Abzüge von dieser revidirten Uebersetzung sind als Probebibeln verbreitet worden, damit jeder seine Wünsche und Ausstellungen bezüglich des neuen Werkes einer Commission mittheile, welche dieselben sorgfältig zu prüfen und die für gut befundenen auch anzunehmen verspricht. Schon jetzt läßt sich mit ziemlicher Gewißheit behaupten, daß durch diese neue Erregungenschaft eine der Kirche sicherlich nicht förderliche Verwirrung hervorgebracht werden dürfte, indem einige Gegenden des deutschen Reiches die neue Bibel annehmen, andere wieder mit zäher Pietät an unserer alten, 350jährigen lutherischen Uebersetzung hängen werden.

Ein triftiger Grund zu einer Bibelrevision lag nirgends vor. Unsere liebe Lutherbibel ist unserer deutschen evangelischen Christenheit lieb und theuer geworden, und sicherlich verlangt dieselbe nach keiner anderen. Zwar ist es richtig, Luthers Bibel ist und bleibt immer eine Uebersetzung, und auch die allerbeste Uebersetzung vermag sich nirgends zur Höhe des Originals emporzuschwingen. Aber immerhin dürfen wir kühnlich behaupten, daß ein bewundernswertes Meisterwerk in Luthers Uebersetzung ans Licht getreten ist.

Luther sagt selbst, daß er „dem Volke aufs Maul gesehen“ habe, um besser verstanden zu werden, und jeder, der die Bibel und seine Muttersprache kennt, wird dies zugeben. Der große, merkwürdige Gottesmann, der seine deutsche Sprache beherrschte und in der Gewalt hatte, wie nach ihm kaum ein anderer, hat in seiner Bibelübersetzung Wendungen und Redeformen, die wegen ihrer Popularität uns in Staunen setzen müssen. Der sprachlichen Schönheiten und Feinheiten sind es so viele in unserer Bibel, daß man darüber ein ganzes Buch schreiben könnte und daß das Studium eines ganzen Menschenalters nicht hinreichen würde, dieselben erschöpfend zu behandeln.

Eine beliebte, uralte Art und Weise in unserer Sprache, eine Redeform besonders wirkungsvoll und nachdrücklich zu machen, besteht darin, die einzelnen Wörter so zu wählen, daß sie alliteriren, d. h. in ihren betonten Silben anlauten. Diese Alliteration, welche wesentlich darin besteht, daß zwei oder mehr betonte Silben oder Wörter mit denselben Buchstaben anfangen, war die älteste und beliebteste deutsche Reimart, die sich auch bei den ältesten Producten unserer deutschen Poesie findet. Als dann später der Endreim aufkam, verlor der Stabreim nach und nach seinen poetischen Charakter, ohne deshalb an Beliebtheit bei dem Volke einzubüßen. Bis auf den heutigen Tag haben sich einige sprüchwörtlich gewordene Redensarten im Stabreim erhalten (wie z. B. Stod und Stein, Mann und Maus, windelweich, lichterloh u. s. w.), welche zeigen, wie gerne das Volk diese den Deutschen (auch in der englischen und scandinavischen Literatur finden sich Spuren von Stabreim, aber doch nicht so stark ausgeprägt wie bei den Deutschen) eigenthümliche

Sprachform angenommen hat. Auch Luther nun, der ja seine Deutschen kannte, wie kein zweiter, hat jenen volksthümlichen Redeschmuck in seiner Bibelübersetzung gar oft angewandt. So hat er in seinem kleinen Katechismus einen Ausdruck geschaffen, „der alte Adam“, und bei der Uebersetzung von Sprüchw. 1, 10. die Form „die bösen Buben“, welche so mundgerecht, so sprüchwörtlich geworden sind, daß wir wohl keine besseren Wendungen in unserer Sprache finden dürfen. Daß diese beiden Ausdrücke sich so leicht einbürgerten, ist zu nicht geringem Theile im Stabreim begründet, der sich in ihnen findet. Diese Redeform hat nun einmal so sehr bei unserem Volke Bürgerrecht erlangt, daß ein Uebersetzer, der verständlich und volksthümlich schreiben will, mit ihr zu rechnen hat. Alle die Verse heranzuzählen, in denen Luther sich des Stabreims bediente, ist hier unmöglich; es mögen nur einige Beispiele erwähnt werden: Luc. 19, 9.: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren; Jes. 25, 9.: Das ist der Herr, auf den wir harren, daß wir uns freuen und fröhlich sein in seinem Heil; Matth. 5, 16.: Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten; Hiob 38, 37.: Wer ist so weise, der die Wolken erzählen könnte? 1. Moj. 3, 18.: Dornen und Disteln soll er dir tragen. u. s. w. Zwar ist es richtig, viele dieser Alliterationen sind vielleicht ungesucht dem großen Reformator unbewußt in die Feder gerathen; aber immerhin kann bei einigen eine Vergleichung mit dem Grundtext beweisen, daß Luther diese altdeutsche Sprachfigur geflissentlich zur Verschönerung der Rede angewandt hat. So z. B. Psalm 16, 6.: Das Los ist mir gefallen aufs Lieblichste; 5. Moj. 33, 3.: Wie hat er die Leute so lieb; Richter 5, 12.: Frage deine Fänger, du Sohn Abinoam, und an anderen oben erwähnten Stellen.

Ein anderer Redeschmuck, der einem Satz mehr Ausdruck und Wirkung verleiht, ist die Anwendung eines schallnachahmenden Wortes. Derartige, der Natur abgelauschte Wörter finden sich in jeder Sprache, so im Deutschen die Ausdrücke: zwitschern, prasseln, krachen und andere, die schon durch ihren Laut ihre Bedeutung kund geben. Mit großem Geschick verwandte nun Luther derartige Wörter, welche der Rede eine ganz eigenthümliche Färbung verliehen. So Klagelieder 2, 16.: Alle deine Feinde blecken die Zähne; Marc. 9, 18. schäumt und knirschet mit den Zähnen; 1. Petr. 5, 8.: ein brüllender Löwe (vom Teufel); Jerem. 14, 4.: Die Erde lechzet, weil es nicht regnet auf der Erde, und an vielen anderen Stellen. Zwar läßt sich auch hier keine Grenze zwischen unwillkürlichen und willkürlichen schallnachahmenden Worten ziehen; immerhin beweisen die Beispiele Luthers merkwürdig geschickten Griff in der Wahl entsprechender Ausdrücke für ein griechisches oder hebräisches Wort. Seine unbestrittene Meisterschaft bewies Luther in der Bildung neuer Wörter, die vor ihm noch nicht in der deutschen Sprache bekannt waren. So entstanden Ausdrücke wie Stifzshütte, Schriftgelehrte, holdselig, denen es heute wohl kein Mensch ansieht, daß sie erst eine 350jährige Existenz aufzuweisen haben. Wie schnell hat sich das Volk doch alle diese Worte angeeignet! Ebenso zeigt sich auch Luthers Gewalt über unsere deutsche Sprache in der Uebersetzung der rhythmischen Stellen der heiligen Schrift. Alle diese Stellen, so die Psalmen, die mit Instrumentalbegleitung bei den Gottesdiensten gesungen wurden, und auch das Siegeslied der Deborah und des Barak, Richter 5, das gewiß auch zum Singen bestimmt war, zeigen auch im Deutschen ein nicht zu verkennendes rhythmisches Gepräge und einen der gebundenen Rede eigenen Wort-

fall. Man vergleiche nur z. B. die Psalmen 42 und 121, deren Wiedergabe ein unübertroffenes Musterstück ist.

Seltam ist es, daß Luther das von dem Griechischen überkommene Distichon, eine erst seit 150 Jahren in unserer Poesie einheimische Versart, vielleicht ohne es selbst zu wissen, schon an einer Stelle Jacob. 1, 17. anwendet. Dort heißt es nämlich:

Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe

Kommet von oben herab von dem Vater des Lichts.

Was diesen wohl ungesuchten Vers noch merkwürdiger macht, ist die Thatsache, daß im griechischen Urtext an derselben Stelle gleichfalls ein Distichon steht. Auch sonst noch finden sich an anderen Stellen der Bibel gar manche rhythmische Verse, und dadurch wird der Eindruck, den solche Verse auf uns machen, bedeutend gehoben. Bedenken wir nun, daß Luther dies alles zu einer Zeit vollbrachte, in der die Kenntnis der deutschen Sprache für ein Zeichen mangelhafter Bildung galt, so bekommen wir noch viel mehr Ehrfurcht vor unserem großen Reformator, der in seiner deutschen Bibel der Nachwelt ein unschätzbares, unübertroffenes Vermächtnis hinterlassen hat.

Heiden und Heidenchristen.

D s t i n d i e n .

Wer hat noch nichts gehört von Ostindien, diesem Wunderlande im Süden Asiens? Es ist so groß, daß man das ganze deutsche Reich etwa sieben Mal darin unterbringen könnte, und so reich, daß nicht wenige Völker der Erde seit langer Zeit bereits Schätze des Landes sich holen, und so bevölkert, daß man wohl 240 Millionen Bewohner zählt. Die Bewohner der nördlichen Hälfte sind von brauner Farbe, sie sind die späteren Einwanderer, sie sind die Eroberer; die südliche Hälfte bewohnen die Schwarzen; sie sind die ältesten Bewohner des Landes. Es giebt in der Heidenwelt bekanntlich Völker, die man zu den wilden und uncultivirten Völkern zählt; es giebt aber auch Völker, die sind cultivirt. Ostindien, zumal Vorderindien, gehört zu den Culturländern. Da giebt es Tempel, die wahre Prachtbauten sind, es giebt Städte, die unseren Städten gar vielfach gleichen, und giebt Wissenschaft und Kunst und Gelehrsamkeit; es giebt Dichter und Sänger, und Alles, was sonst zu einem bequemen und angenehmen Leben gehört, findet sich hier. Und doch trotz aller Cultur sind es eben arme Heidenvölker; das Heidentum herrscht, und von Gott und dem Heiland wissen sie nichts, den Weg des Friedens kennen sie nicht. Ostindien ist eine Welt des Heidentums, von der es auch gilt, was das Sprichwort sagt: Außen schimmerts, innen wimmerts.

Wie ist denn nun dies alte Wunderland mit seiner Cultur, aber auch mit seinem jammervollen Heidentum für das Christentum aufgethan und vorbereitet worden? und wie sieht es jetzt mit der Ausbreitung des Christentums dort aus?

Ein Stück Weltgeschichte ist es da zunächst, was ich erzählen möchte, aber Alles zielt ab auf die Missionsgeschichte; wir könnens da recht deutlich sehen, wie unser Herr Jesus Christus auch in den Reichen der Welt im Regimente sitzt, und wie Alles, was in der Welt vorgeht, abzielt auf Ihn. Der

Schlüssel der Weltgeschichte ist Christus der Herr; es ist Alles, wie von Ihm und durch Ihn, also auch zu Ihm geschaffen!

Es war im Jahr 1600, daß englische Kaufleute, die mit Ostindien in Handelsverkehr standen, zu einer Gesellschaft zusammentraten, die sich die Ostindische Compagnie nannte; sie erhielt einen Freibrief, wonach sie in Ostindien allen Handel allein sollte treiben dürfen, erhielt aber ausdrücklich zugleich das Recht, Länder und andere Besitztümer zu erwerben. Aber was geschah? Wie eine Spinne an mehreren entgegengesetzten Enden ihre Fäden anknüpft und immer weiter spinnst, bis sie endlich den ganzen Raum dazwischen mit ihrem Netz überspannen hat, genau so hat es auch diese Gesellschaft von englischen Kaufherren gemacht. Ehe 50 Jahre vergangen waren, hatte sie an drei wichtigsten Punkten Indiens festen Fuß gefaßt, und von da aus ging sie nun Schritt für Schritt vorwärts. Es wurde bald ein Stück Landes gekauft, bald wurde ein Fürstentum mit Lug und Trug besetzt, ein anderes Reich wurde gegen ein Jahrgeld, das der bisherige Fürst erhielt, eingenommen, wieder ein anderes Stück Land wurde erobert. Denn auch Soldaten hatte diese Handelsgesellschaft, und es läßt sich denken, wie die englischen Soldaten gegenüber den Kriegsknechten der Eingeborenen im Vortheil waren. Als dritthalb Jahrhunderte vorüber waren, da war fast ganz Ostindien in den Händen dieser englischen Kaufherren; sie hatten ein Reich gewonnen mit einer Bevölkerung von mehr denn 200 Millionen Menschen und hatten unter sich eine Kriegsmacht von 60,000 Engländern und 200,000 eingeborenen Soldaten. Solch ein Reich, da eine Gesellschaft von etlichen Kaufherren eine weltliche Macht geworden und ein ungeheures Reich in Besitz genommen, hatte die Welt noch nicht gesehen!

Die ostindische Compagnie hat viel Vortheil aus ihrem neu gewonnenen Reich gezogen, und die englischen Kaufleute sind reiche Leute darüber geworden; sie haben aber auch — das läßt sich nicht leugnen — für die Wohlfahrt des Landes mancherlei gethan. Wie viel ist in dieser Zeit geschehen für den Ackerbau, für Handel und Gewerbe; es sind Straßen und Brücken, Kanäle, Eisenbahnen und Telegraphen gebaut worden; es ist Ordnung in die Verwaltung wie in die Rechtspflege gebracht worden.

Aber freilich, die Ostindische Compagnie hätte noch etwas ganz Anderes thun sollen, und daß sie das versäumt, war eine große Schuld, die sich bitter gerächt hat! Wie hielten es diese Kaufherren, die doch Christen waren, in Ostindien mit dem Christentum? wie stellten sie sich zu dem Heidentum der Bewohner? Sie haben mit dem Heidentum geliebäugelt und die Ausbreitung des Christentums auf alle Weise verhindert. Im Jahr 1600 erhielt die ostindische Compagnie ihren Freibrief, und über 200 Jahre wurde grundsätzlich die Zulassung von Missionaren verboten. Bis zum Jahr 1813 durfte im Gebiet der Engländer kein Missionar sein Werk öffentlich treiben, in den Schulen durfte keine Bibel gebraucht, durfte kein Gebet christlicher Lehrer gesprochen werden; kein zum Christentum übergetretener Eingeborener durfte als Beamter angestellt oder in das Kriegsheer aufgenommen werden. Dagegen durften ungehindert die Gräueltaten des Heidentums fortgetrieben werden. Die Witwenverbrennungen, die Tödtung neugeborner Kinder, die Selbstpeinigungen der Büßer, die Aussetzung der Kranken und Alten an den heiligen Strömen — das Alles wurde geduldet und die Regierung that keinen Einhalt. Das Heidentum wurde sogar geradezu unterstützt.

Die Regierung baute die verfallenden Götzentempel, sie ließ bei heidnischen Prozessionen die Soldaten aufmarschiren, sie ließ bei Götzenfesten die Trommeln rühren und Salben geben, sie brachte bei Götzenfesten Geschenke dar, die allgemein für Götzenopfer galten. Die Wallfahrer, die zu den Götzenfesten gingen, mußten eine Pilgertaxe bezahlen, und die Regierung stellte dafür Einlaßzettel aus, die das Recht gaben, Götzentempel zu besuchen, und freute sich, wenn dieser Einkünfte immer mehr wurden. Als einmal besonders viel dabei eingenommen wurde, hieß es: „die Regierung habe mit Befriedigung wahrgenommen, daß die Pilgertaxe bei dem diesjährigen Feste um ein Wesentliches gestiegen ist“. Und nicht genug, daß man das Heidentum duldet, ja wohl gar unterstützte, — eine große Anzahl englischer Beamter gab das Christentum ganz und gar auf, und wenn auch nicht alle so weit gingen, wie ein gewisser Engländer Namens Steward, der bei seiner Rückkehr seine Götzen mitnahm und zu Hause auch fortfuhr sie anzubeten, so war es doch bei einem guten Theil dieser englischen Herren so mit dem Christentum bestellt, daß man allgemein sagte: „Wenn der Engländer nach Ostindien geht, so läßt er Religion und Gewissen auf dem Meere zurück!“

Erst in unserm Jahrhundert wurde es anders. Als im Jahre 1813 der Freibrief der Compagnie erneuert werden sollte, liefen von allen Seiten Bitten an die Vertreter des Landes ein, daß doch den Missionaren endlich die verschlossene Thüre Indiens aufgethan werden möchte. Die Compagnie versprach es, aber mit schwerem Herzen, und wo sie konnte, ließ sie Alles beim Alten. Als im Jahre 1833 der Freibrief wieder erneuert wurde, mußten die englischen Kaufherren noch weiter gehen; sie mußten verschiedene Heidengräuel verbieten, sie mußten die Missionsschulen unterstützen, sie mußten verschiedene Anordnungen treffen, um die Missionsfache zu erleichtern. Nur Schritt für Schritt ließen sie sich vorwärts drängen, jede Neuerung mußte ihnen abgenötigt werden.

Gottes Gericht über diesen schnöden Judasinn ist auch nicht ausgeblieben. Eine Verschwörung begann; alle Heiden wie Muhamedaner wurden mit ins Vertrauen gezogen, an Einem Tage sollten alle Truppen losbrechen, ihre Offiziere niederhauen, sich der festen Plätze bemächtigen und dann alle Fremden, diese „weißen Gesichte“, tödten. So sollte an Einem Tage der Fremdherrschaft ein Ende gemacht, an Einem Tage die alte Freiheit mit ihrer Herrlichkeit wieder hergestellt werden. Das Blut floß in Strömen, Greuel wurden verübt, wie sie nur unter den wildesten Völkern vorkommen; gleich einer mitternächtlichen Feuersbrunst hatte der Aufstand mit unglaublicher Schnelligkeit sich ausgebreitet, überall waren aufrührerische Soldaten, eine große, ungeheure Armee stand in Rebellion — die Sache der Engländer schien verloren.

Da in der höchsten Noth ermannte sich England. Die Königin schrieb einen Buß- und Bitttag aus, am 17. Oktober 1857 demüthigte sich ihr ganzes Volk vor Gott, und siehe da, Gottes Barmherzigkeit half: der Aufstand wurde unterdrückt. Es ist wie ein Wunder Gottes, daß dieser entsetzliche Aufruhr in Ostindien gedämpft wurde: mit einer Hand voll englischer Soldaten wurden diese unzählbaren Schaaren von Aufrührern bezwungen. Ostindien wurde aufs Neue unterworfen, der Friede wurde wiederhergestellt.

Und nun kommt die Hauptsache. Die Vertreter des Landes, das Parlament, erklärten die Herrschaft der ostindischen Compagnie für erloschen, und am 1. November 1858 nahm die Königin von England durch

eine Proklamation feierlich Besitz von ihrem neuen Reichsgebiet in Ostindien. Die Königin versprach, daß sie zwar Niemand zum Christentum zwingen werde, aber sie bekannte sich doch zum Christentum, sie nannte sich eine Verfechterin des Glaubens und scheute sich nicht, für ihren Glauben auch einzustehen. In Sturm und Wetter hat der allmächtige Gott die Weisheit dieser englischen Kaufherren, die um ihres Mammons willen selbst ihr Christentum verleugneten, zerschlagen; Er hat es zeigen wollen, daß die Reiche der Welt nicht dazu da sind, um irdischen Mammon daraus zu gewinnen, sondern damit die Welt voll werde seiner Erkenntnis. Die Geschichte der Welt zielen ganz und gar ab auf das Wort des Herrn und seine Ausbreitung, sie zielen ganz und gar ab auf die Missionsfache!

Und wie sieht es nun aus mit der Mission in Ostindien?

Es ist merkwürdig, wie seit dem Jahr 1858 die Missionsarbeit in Ostindien solch eine ungeheure, nie geahnte Ausdehnung gewonnen hat; man kann sagen, mit diesem Jahre haben die Missionare angefangen Sturm zu laufen. Von allen Seiten sind Missionare gekommen, alle Missionsgesellschaften haben ihre Arbeiter geschickt, alle Missionsarbeit hat sich rasch verdoppelt, ja wohl verzehnfacht. Schon zu Anfang der 80er Jahre waren es 20 Missionsgesellschaften, die in Ostindien ihr Werk trieben; Amerika wie Europa schickte hieher seine Leute; man zählte etwa 600 evangelische Missionare, die auf mindestens 430 Hauptstationen ihr Werk trieben. Wenn man bedenkt, was ein Missionar kostet, und wie viel eine Missionsstation erfordert, so ist das etwas Ungeheures, wenn auch im Vergleich zu der großen Zahl der Bewohner Ostindiens die Zahl von 600 Missionaren so gering ist, daß auf eine Million Heiden durchschnittlich etwa 2 Missionare kommen. Ja, merkwürdig ist es, wie es in Ostindien vorwärts geht. Im Süden Ostindiens haben 2 englische Missionsgesellschaften 30 Jahre lang neben einander gearbeitet und haben kaum ein paar hundert Bekehrte gewonnen; da kam plötzlich eine Erweckung, und aus den paar hundert sind in kurzer Zeit nahezu 10,000 geworden! Im Westen Ostindiens haben die Basler in einer Gegend gearbeitet, wo der Boden völlig unfruchtbar schien, so daß man dies Gebiet bereits aufgeben wollte; und mit einem Male sind auf die dünnen Jahre fette Jahre gefolgt, und die Zahl der Bekehrten ist auf mehr denn 1000 gestiegen. Und unter den Kohls, auch einem Völklein Ostindiens, hatte die Mission im Jahr 1850 ihre ersten Tausen, im Jahr 1860 waren es 1406 Christen, im Jahr 1870 waren es 12,000, in 1880 bereits 40,000 Christen!

Das Allermerkwürdigste aber ist, wie in den Jahren 1877 und 1878 es überall vorwärts gegangen ist. Eine entsetzliche Hungernoth, die in China gewüthet, hat auch in Ostindien ungeheure Opfer gefordert; die armen Leute starben zu vielen Tausenden hinweg. Alles stand rathlos und hilflos, und die Götzenpriester wie die Höhergestellten regten keine Hand, Niemand mußte der Armen sich anzunehmen; da waren es die Christen, die halfen. Die Missionare traten ein für die armen Hungernden. In den Christenländern wurde gesammelt, und die Missionare vermittelten die Gaben. Die Liebe der Christen hat Wunder gethan und die Herzen vieler Heiden überwunden. Alle Missionsgesellschaften haben in diesen Jahren fast das Doppelte der vorhergehenden Jahre getauft. Man hat berechnet, daß, während in den vorhergehenden Jahren der Zuwachs der Mission etwa 10,000 betrug,

in den beiden genannten Jahren die eingeborenen Christen jährlich etwa um 60,000 zugenommen. Ganze Volkshaufen haben ausgerufen: „Unsere eigenen Leute haben Nichts für uns gethan, ohne den Edelmuth der Christen wäre mehr als die Hälfte von uns umgekommen; die Christen verehren den wahren Gott, sie sind im Besitz der wahren Religion, aber wir haben falsche Götter, wir haben falsche Religionen.“ Und ein hochgestellter Hindu hat gesagt: „Ihr Missionare seid es doch allein, zu denen wir wirklich Vertrauen haben!“ Der Götzendienst verliert seinen Kredit, das Volk hält nichts mehr davon; die Hindu fühlen es, daß der Untergang ihres Glaubens unvermeidlich ist. Ein hochgestellter Hindu Hamens Reschub Tschunder Sen hatte gehofft, er könne mit einigen christlichen Wahrheiten der Ausbreitung des Christentums vorbeugen und dem alten Heidentum eine neue Stütze verleihen, und dieser Mann hat öffentlich erklärt: „Der Geist des Christentums hat bereits die ganze indische Gesellschaft durchdrungen; wir athmen, denken, fühlen, bewegen uns in christlicher Lust; unter dem Einfluß christlicher Erziehung wird die ganze eingeborne Gesellschaft erweckt, erleuchtet, reformirt!“ Und derselbe merkwürdige Mann hat in einer öffentlichen Rede, die er in der großen Stadt Calcutta gehalten, einmal gesagt: „Unsere Herzen sind berührt, erobert, überwunden durch eine höhere Macht, und diese Macht ist Christus. Christus beherrscht Indien, nicht das englische Regiment. Niemand als Jesus hat das köstliche Diadem der indischen Krone verdient, und Er wird es haben!“ So hat ein Mann öffentlich bekant, der ein Heide war und ein Heide geblieben ist!

(Nach „Schlier, Missionsstunden“.)

Der Brief aus dem Vaterhause.

Da war ein Bauer auf einem Hofe im Westfälischen, schlicht und recht. Klas, sein Sohn, ging ihm macker zur Hand. Da fanden moderne Volkverderber Eingang in das bisher friedliche Dorf, streuten ihre Blätter und Schriften aus, und diese vergifteten allmählich das Gemüth des jungen Mannes. Nun ward ihm das Unterordnen und Gehorchen zu viel! Er wäre lieber Herr auf dem Hofe gewesen. Da trat er eines Tages wie der verlorene Sohn im Gleichnis vor seinen Vater: „Ich bin nun alt genug, gib mir meinen Antheil am Gute heraus, ich wills anderwärts allein versuchen.“

„So bleibe lieber auf dem Hofe; du sollst neben und mit mir wirthschaften.“

Ja, wer Vorstellungen und Bitten Gehör gäbe! Klas ruhte nicht, bis ihm der Wille geschah. So zog er fort von seinen tiefbekümmerten Eltern. Die neuen Freunde halfen treulich, daß er an seinem Besitz nicht zu schwer und zu lange zu tragen hatte. Klas gerieth unter die Werber, trat in holländische Dienste und kam nach Indien. Statt der vorgespiegelten goldenen Freiheit galt jetzt ein strafferes Gehorchen, als er je gekannt, oder schwerer Arrest. Wie mild leuchtete Klas hier in einsamen Stunden das gütige Antlitz seines Vaters, wie brannten ihn die Abschiedstränen im Gewissen, wie grell trat ihm seine Undankbarkeit vor die Seele! Wie gabs nun keinen Ort auf Erden, wo er wieder froh zu werden meinte, als das verschmähete Elternhaus! Das Heimweh wollte ihn schier verzehren, er konnte es nicht länger aushalten.

Klas schrieb nach Hause: „Verzeiht Eurem reumüthigen Sohne! O, daß ich Knecht bei Euch sein

dürfte! Schickt mir Geld, damit ich mich loskaufe; ich komme als ein Anderer zurück!“

Es wurde ihm Zeit und Stunde lang, bis die Antwort eintraf. Nach halbjährigem bangem Harren endlich, da ist der ersehnte Brief. Klas' erster Griff: Ist Geld darin? — Nein. — Nun, dann sicherlich Vorwürfe. Ingridmüth wirft er das Schreiben ungelassen in den Kasten, geht seines Weges, wird nach einiger Zeit krank und kommt in das Lazareth. Und in dem heißen Indien ist Krankwerden ein bedenklich Ding. Der Tod ist nicht allzufern; Klas war er sogar recht nahe. Man sucht nach seinen Papieren. Da findet man im Kasten den Brief der Eltern, nach dem er auf seinem Lager so oft gerufen und um Verzeihung gefleht.

„Haben Sie den Brief nicht gelesen?“ — „Nein.“

Siehe, da steht in dem Briefe die ganze Liebe von Vater und Mutter: „Unsere Arme stehen dir offen und das ganze Herz, komm! Das Geld zum Loskauf, damit es sicher ankomme und zu nichts anderem verwendet werde, ist dem Schiffskapitän übergeben, der dich zurückbringen soll.“ — Jetzt ist es zu spät. Der junge Mann stirbt fern von den sehnsüchtig harrenden Eltern. Ja, und denen daheim wollte fast das Herz brechen vor Schmerz und Traurigkeit.

Liegt nicht ungelesen und verstaubt ein ähnlicher Brief für dich, lieber Leser, bereit, der den einzigen Weg dir nennt, der über den Ocean dieses Lebens sicher nach Hause führt in ein wohlverwahrtes Erbtheil. — Jesus, den es jammert, daß du so friedlos und ruhelos aus Arbeit in Zerstreuung eilst, selbst an Ruhetagen dir nicht gönnst, an seinem Herzen warm zu werden und seinem Worte vertrauensvoll zuzuhören?

Nimm doch bald den Brief aus dem Vaterhause zur Hand; meine nicht, du wiffest bereits, was darin steht. Bitte vielmehr Gott, daß du nur erst einmal richtig lesen und verstehen mögest; aber schiebe das Lesen nicht auf, damit nicht die Reue mit grimmigen Zähnen dich packt und es schließlich heißt: Zu spät! (Berl. Sonntagsbl.)

Kürzere Nachrichten.

— Am 7. Juli versammelte sich die ev.-luth. Concordia-Synode zu Charpsburgh, Pa. Diese Synode bildete sich vor einigen Jahren aus Pastoren und Gemeinden, die um der verkehrten, unchristlichen Lehrstellung, in welche die Ohio-Synode gerathen war, von derselben ausgetreten waren. Da man nunmehr den Zweck der Bildung einer eigenen Synode für erreicht ansah, so wurde beschlossen, daß die Concordia-Synode sich auflöse und ihre Glieder sich der Missouri-Synode anschließen. Dieser Beschluß soll in Kraft treten, sobald die Mehrzahl der Gemeinden ihn gutgeheißen haben.

— Die Isländisch-lutherische Synode von Amerika hielt ihre Jahresversammlung in Gardar, Pembina Co., Dakota am 30. Juni und den folgenden Tagen. Die Zahl der Synodalen war 22, nämlich 20 Abgeordnete und 2 Pastoren. Die Gemeinden, welche durch Bevollmächtigte vertreten waren, zählten 14; zwei Gemeinden in Neu Island hatten sich zu einer verschmolzen; eine neue Gemeinde trat dem Synodalverband bei. Die Eröffnungspredigt hielt Pastor Jon Bjarnason über den Spruch Joh. 19, 10.: „Weißt du nicht, daß ich Macht habe, dich zu kreuzigen, und Macht habe, dich loszugeben?“ Gegenstände der Verhandlungen waren u. a.: die Synodalconstitution, Besetzung prediger-

loser Gemeinden, Sonntagschulsache, Herausgabe nöthiger Bücher, das Synodalblatt, Herausgabe eines Kinderblattes, Confirmation. Der Candidat Fr. Bergmann, der in Philadelphia studirt hatte und vom Ministerium von Pennsylvania ordinirt worden war, trat am 4. Juli sein Amt an seiner Gemeinde an.

— Ein Herr Moses Dow hat der Dow Academy in Franconia, N. H., \$60,000 zu einer bleibenden Stiftung und einem Asyl für alte Frauen in Charlestown \$10,000 vermacht. In der lutherischen Kirche zu Reading, Pa., deren Prediger Pastor Kündig ist, belief sich die diesjährige Pfingstcollekte auf \$1166.00. Die kleine chinesische Presbyterianergemeinde in San Francisco, Cal., hat im vorigen Jahre für innere Mission \$90, und für Heidenmission \$158 beigeuert.

— Von einer Gemeinde, die, wie man zu sagen pflegt, einen Elephanten zum Geschenk erhalten hat, dessen Fütterung ihr nun Verlegenheit bereitet, lesen wir: In Great Barrington hat eine Frau einer Gemeinde ein Pfarrhaus im Werthe von \$100,000 und eine Orgel für \$30,000 geschenkt, und die Gemeinde geht nun mit sich zu Rathe, wie sie Pfarrhaus und Orgel in Reparatur erhalten und ihrem Pastor ein Gehalt bezahlen soll, daß er in einem solchen Palast für \$100,000 anständig wohnen kann.

— Die Nachricht, daß Georg Müller von Bristol in England gestorben sei, wird als auf einer mißverständenen Depesche aus Australien beruhend widerrufen.

— Im Straßburger „Monatsblatt“ lesen wir: Kreischar, der neue General-Superintendent und Oberhofprediger in Gotha, Nachfolger von Schwarz, hat seine über Röm. 1, 16 gehaltene Antrittspredigt drucken lassen. Dieselbe ist sehr vorsichtig gehalten, bekundet aber einen wesentlichen Fortschritt über Schwarz hinaus. So fordert er z. B. „jene innere Gebundenheit an die Richtschnur des Glaubens, ohne welche die Freiheit in Willkür ausartet. Wie der einzelne Christ, so bedarf auch die Gemeinde einen festen Halt, um den sie sich schaart. Das ist der Glaube an Jesum Christum, den Menschgewordenen Gottessohn, der für uns gestorben und auferstanden zu unserer Erlösung. Möge hier manches dem Verstand als eine Thorheit erscheinen, wir schauen ja hienieden nur in ein dunkles Wort. Dem Herzen bleibt es doch das unantastbare Heiligthum trotz aller Zweifel der Vernunft, zu dem wir immer wieder unsere Zuflucht nehmen, wenn die Sünde uns schreckt, die Versuchung droht und der Tod uns ansieht. Es gibt keinen andern Halt wahren Trostes und Friedens als den Glauben!“ Das ist allerdings eine in Gotha unerhörte Sprache!

— Ueber den seiner Zeit von uns besprochenen Kirchenstreit in Amsterdam wird neuerdings berichtet, daß das Provincial-Directorium von Nord-Holland am 6. Juli die vor sechs Monaten vorläufig suspendirten Glieder des Amsterdamer Kirchenrathes mit Einschluß der fünf Prediger abgesetzt und zudem auf unbestimmte Zeit fast aller ihrer kirchlichen Rechte verlustig erklärt hat. In den freikirchlichen Kreisen hofft man, daß diese von den Organen des Staatskirchentums geübte Vergewaltigung zu einer bedeutenden Stärkung der Freikirche ausschlagen wird.

— Unter der Ueberschrift: „Was die Welt in den Theatern sucht“, bringt das „Luth. Volksblatt“ folgendes: Das „Neue Zeitblatt“ berichtet: „Der Direktor einer Schauspielergesellschaft, die in Verona gastirte, hatte fortwährend über schlechten Be-

such des Theaters zu klagen. Da erließ er in den dortigen Zeitungen eine Ansprache an die „ehr- und tugendhaften“ Frauen und Jungfrauen Veronas, worin er dringend bat, auf die Farbe des Theaterzettels zu achten. Sei dieselbe weiß, so sei das dargestellte Stück moralisch, und die anständigen Frauen und Mädchen der Stadt könnten ruhig und unbesorgt ins Theater gehen, seien die Zettel aber auf rosa Papier gedruckt, dann könne er für den Inhalt des Stückes nicht gut sagen, und die unschuldige Jugend möge dann fern bleiben. Seitdem, fügt das italienische Blatt „La Provincia“ hinzu, ist das Theater stets gut besucht, wenn die Zettel rosa sind. — — — Hierzu gehört, was kürzlich in einer politischen Zeitung, nämlich in der „Cincinnati Commercial Gazette“ zu lesen stand. „Schon seit Jahren,“ heißt es in dem genannten Blatte, „ist Anstand bei der amerikanischen Bühne sehr in Mißcredit gewesen, d. h. Theaterstücke mit guten Gedanken, guter Tendenz und ruhiger dramatischer Handlung sind verhungert, während Unsinn, schlüpfrige Possen und sich mit dem Leben der höheren Gesellschaft befassende Spiele, denen es nicht an ein wenig Würze fehlt, sich eines unbändigen Erfolges erfreuten. Der Schrei der Entrüstung gegen die Entartung der Bühne fängt an allgemein zu werden. In den fashionablen Kreisen spricht man von ihrer Unsitlichkeit und einflußreiche Leute scheuen sich nicht, öffentlich zu gestehen, daß es sich schwer entscheiden ließe, in welches Theater man noch seine Frau oder seine Tochter ohne Gefahr nehmen könnte.“ — O daß wir Christen allenthalben uns durch Gottes Wort das Gewissen schärfen ließen, auch was das Besuchen von Theatern anbelangt!

— Als im vorigen Jahre die Berichte über ausgedehnte Christenverfolgungen in *Anam* und *Tongking* einliefen, hielt man dieselben vielfach für übertrieben. Jetzt aber liegen die genauen Angaben des französischen Seminars für die auswärtigen Missionen vor, und aus denselben erhellt, daß jene Berichte keineswegs ihre Zahlen zu hoch gegriffen haben. Es wurden in der That in diesem einen Jahre 12 eingeborene Priester, 60 Katecheten, 300 eingeborene Schwestern, und 30,000 Laien niedergemacht, 250 Kirchen geplündert und verbrannt, ferner 2 Seminare, 40 Schulen, 70 Häuser von Missionaren, 17 Waisenhäuser, 13 Klöster, 1 Druckerei, endlich die Häuser von 55,000 Christen.

— Vor etwa fünf und zwanzig Jahren kamen die Regierungen von Preußen und England überein, in *Jerusalem* ein gemeinsames Bistum zu errichten, und es wurde vereinbart, daß der Bischof abwechselnd einmal von Preußen und das nächste Mal von England aus ernannt werden solle. Der erste Inhaber des bischöflichen Stuhls, Bischof Alexander, wurde von England eingesetzt. Nachdem derselbe 1846 gestorben war, wurde der preußische Missionar Dr. Gobat sein Nachfolger. Im Jahre 1879 starb Gobat, und die englische Regierung ernannte den Dr. Barclay zum Bischof an seiner Statt. Derselbe schied im Jahre 1881 aus diesem Leben, und es entstanden über die Neubesetzung der Stelle Schwierigkeiten zwischen beiden Regierungen, in Folge deren das Bistum vacant geblieben ist. Jetzt wird aus Berlin gemeldet, daß die preußische Regierung beschlossen hat, die wunderliche Vereinbarung vom Jahre 1841 aufzuheben und ein preußisches Bistum von Jerusalem aufzurichten.

— Einem neulich erschienen Bericht zufolge sind im verfloßenen Jahre 3115 erwachsene *Japane* sen

getauft worden, und die Zahl der Glieder in den christlichen Gemeinden unter den Eingebornen Japans betrug 11,678. Von diesen Gemeinden sind 75 selbstständig, bestreiten die sämtlichen Kosten ihres Gemeindehaushalts; 107 Gemeinden decken einen Theil ihrer Ausgaben, während das noch Fehlende aus Missionskassen zugeschoffen wird. Die Gelder, welche japanische Christen während des Jahres für kirchliche Zwecke aufgebracht haben, beliefen sich auf \$20,000.

— In einem großen Bazar der indischen Stadt *Bombay* kann man fast an jedem Abend eine große Menge heidnischer Hindus und Muhamedaner versammelt sehen, die zwei blinden Christen zuhören, während dieselben aus dem in erhabener Blindenschrift gedruckten Neuen Testament vorlesen.

— Juden zählt man gegenwärtig in Europa 5,400,000, nämlich in Frankreich 63,000, in Deutschland 562,000, in Oesterreich Ungarn 1,644,000, in Rußland 2,552,000. Ferner in Asien 300,000, davon 25,000 in Palästina; in Afrika 350,000; im Amerika 250,000, davon 230,000 in den Vereinigten Staaten; in Oanien 12,000; auf der ganzen Erde sechs Millionen und dreihunderttausend.

Bekanntmachung.

Am Mittwoch, dem 1. September, sollen die Vorlesungen des Studienjahres 1886—1887 im theologischen Seminar ihren Anfang nehmen. Neu eintretende Studenten wollen die erforderlichen Zeugnisse mitbringen. Die Facultät.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrg. XXI: P P Dejung (f. Hackbarth) 1.05; C J Albrecht 15; Dammann 2.10; Gickmann 2.10; Stiemke 20.47; Schlei 10; Hilpert (u. Böts) 2.10.

Jahrg. XX, XXI: P G Denninger 4.30, 25.70; Kühle 20.10; Huth 11.60, 2.40.

I. h. J ä k e l.

Für das Seminar: P R Pieper, Theil der Missionsfestcoll. von Manitowoc \$13.50; P Jäkel, von Herrn Bernitt und F. R. \$2; P Rader, für rückständ. Professorengehalt \$5.

Für arme Studenten: P Stiemke, Coll. auf der Hochzeit des J Hafnermeister mit Bertha Helm \$4.20; Dankopfer der Frau M Stanz für gesegneten Kirchgang \$2; P Jäkel, vom Frauenverein der Gnadem-Gemeinde \$10.00.

I. h. J ä k e l.

Für die Synodal-Casse: Durch P Chr. Döhler, Theil der in seiner Gemeinde erhobenen Hauscoll. \$7.50.

Für Synodalberichte vom letzten Jahre: P Ph Köhler \$0.30.

Für die Heiden-Mission: P Chr Köhler in East Farmington \$5; vom Dodge County Missionsverein \$8.50.

Für die Neger-Mission: P Chr Döhler, Theil der Missionsfestcoll. \$20.

C. D o w i d a t.

Für die Witwen-Casse: Durch P J J Meyer, Coll. \$7.25; P Ph Köhler, pers. B. \$5; P Chr. Sauer, Coll. in Mecan \$6.73, in Montello \$4.27, pers. B. \$3; P Ungrodt, pers. B. \$3, Konfirmationscoll. \$3.43; von Lehrer Baumann \$3; P M Hensel, pers. B. \$3; P Nicolaus, do. \$3; P Kleinlein, Coll. in Kewaunee \$5, pers. B. \$3; P Hille-

mann in Peshtigo Harbor \$1.84, pers. B. \$5; P Adelberg, Coll. in der St. Petersgem. \$14.13.

J o h. B a d i n g.
Erhalten von P G Mayerhoff \$5 für die Negermission, gesammelt auf dem Missionsfeste der St. Pauls- und der St. Johannesgemeinde in Joma Forest.
A. C. B u r g d o r f, Kassirer.

Veränderte Adresse:

Rev. E. Häse,
Winchester, Wis.

Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bücher-Verlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodalbuchhandlung zu den beigesezten Preisen zu haben sind.

Dr. Martin Luthers Kleiner Katechismus mit Erklärung.

Bearbeitet auf Grund des Dresdner Kreuzkatechismus, und herausgegeben von der ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.

Preis: einzeln 30 Cents, das Duzend \$3.00.

A First Course

in

Composition and Grammar.

By A. L. Graebner.

Preis: einzeln 50 Cents, das Duzend \$5.00.

Amerikanisch-Deutsche Bibel.

Herausgegeben von der Lehrerconferenz der ev.-luth. Synode von Wisconsin.

Preis: einzeln 25 Cents, das Duzend \$2.40.

Amerikanisch-Deutsches Lesebuch.

Teil II.

Für Mittelklassen christlicher Schulen.

Herausgegeben

von

A. F. Ernst.

Amerikanisch-Deutsches Lesebuch.

Teil III.

Für Oberklassen christlicher Schulen.

Herausgegeben

von

August F. Ernst.

Preis = = = 80 Cts.

F. Werner, Agent,

436 Broadway, Milwaukee, Wis.

Herr Werner wird Allen, welche biblische Bilder, besonders die bekannten Bilder von Wehle, das Abendmahl von Leonardo, auch gute Zeichenvorlagen für Schulen, Zeichenhefte, Bilderrahmen zc. beziehen wollen, aufs beste empfohlen.